

Rahim Taghizadegan & Eugen Maria Schulak

# Die Alpen philosophie

Eine Spurensuche nach vergessenen  
Weisheiten und Werten



Die Alpen  
philosophie





© Mauritius Images/Imagebroker/Heinz Hudelist

**Rahim Taghizadegan & Eugen Maria  
Schulak**

# Die Alpen- philosophie

**Eine Spurensuche nach vergessenen  
Weisheiten und Werten**





Die Bischofsmütze (links) und die Flanke zum Torstein (rechts) gehören zum imposanten Dachsteinmassiv. © Peter Rohrmoser

.....

*Servus, liebe Leser!*

**ICH BIN GEBÜRTIGER IRANER.** Meine Wurzeln liegen im Nordwestiran, dort, wo Wissenschaftler den realen Ursprung des Mythos vom Paradies vermuten (immerhin ist „Paradies“ ein persisches Wort). Aufgewachsen bin ich in Österreich. Ich habe zu diesem Land eine distanziert freundliche Beziehung – freundlich, weil es zu meiner Heimstätte und Inspirationsquelle wurde, distanziert, weil die Komplexe der Österreicher hinsichtlich ihrer Heimat zwar das glatte Gegenteil der iranischen Komplexe sind, mir aber ähnlich überzogen erscheinen. Der Iran ist die älteste, bis heute überlebende Heimatvorstellung der Welt, Österreich hingegen eine sehr junge „Heimat“.

Während es in Mode ist, dass Europäer im Orient auf die Suche nach alten Weisheiten gehen, sehen Orientalen den heutigen Westen nur als Inbegriff einer Moderne, die als gescheitert oder unerreichbar abgetan wird.

*»Auf meiner Suche nach Wurzeln in Österreich wurde ich am ehesten im Alpenraum fründig. Dieser Raum berührt mich auf eigenartige Weise in meiner orientalischen Seele.«*



Für Rahim Taghizadegan gleicht der bewirtschaftete Alpenraum den Vorstellungen vom Paradies. © Andreas Hofer

---

Doch im Alpenraum liegt womöglich eine okzidentale Antwort auf orientalische Sehnsüchte, eine verborgene Urweisheit, die in den Mythen der Völker nachhallt. Dies wurde mir erst so richtig bewusst, als ich die Häufigkeit bildhafter Darstellungen der Alpenidylle im Iran bemerkte. Als ich verschiedene Iraner mit ein wenig Stolz darauf ansprach, dort zu Hause zu sein, wo diese Bilder aufgenommen wurden, stieß ich auf Unglauben. Ich wurde gar ausgelacht. Die Bilder hatte man für retuschierte Kunstwerke gehalten. Das seien doch nur schöne Illustrationen des Paradieses; wer wäre denn so naiv, sie als echt anzusehen?

Da wurde mir mit einem Mal bewusst, was mich so in der Seele berührt hatte. Der bewirtschaftete Alpenraum entspricht genau dem unbewussten Bild vom Paradies, wie es die Menschen im Iran sehnsüchtig in sich tragen. Ihr Mythos sieht die Perser als Bergvolk, die in unwirtlichen Höhen fruchtbare Gärten anlegen und inmitten unberührter Wälder jagen, die Vieh auf Almen treiben und nach dem Lauf der Sonne leben, die gar den mythologischen Auftrag haben, Licht und Wärme in finstere Winkel zu bringen.

Noch etwas anderes verstand ich nun: Die orientalische Volksmusik und der gesamte Heimatbegriff haben etwas Melancholisches, Beklagendes – wie das jammervolle Schwelgen in süßlichen Erinnerungen, die so fern und unerreichbar geworden sind. Die orientalische Seele schwingt zu den Klängen dieser Klagelieder um ein verlorenes Paradies. Nach außen ist sie düster und schwermütig. Innen lodert aber noch hell die Flamme einer Ur-Erinnerung, innen ist diese Seele kindlich und poetisch. Die österreichische Seele hingegen ist genau umgekehrt aufgebaut: außen heiter, innen düster und abgründig. Nur eines haben sie gemeinsam, und das erklärt die erstaunliche Nähe der zwei Seelen in meiner Brust: Beide sind sie besonders tief.

Ist die Volksmusik und Volkskultur im Alpenraum deshalb auf den ersten Blick so heiter und lebensfroh, weil es eine Kultur des unvermutet gefundenen Paradieses ist? Erscheinen die Abgründe erst auf den zweiten Blick, weil sich das vermeintliche Paradies als erstaunlich hart erwies? Wenn diese Mutmaßungen stimmen, dann verspricht der Alpenraum eine unbewusste Weisheit, nämlich eine Weisheit hinsichtlich urmenschlicher Motive des Paradiesstrebens und irdischen Ringens mit dem Dasein – eine Weisheit, die weit über den Alpenraum hinaus Bedeutung haben könnte. Wäre es nicht verblüffend, wenn der Orientale nach Westen



zieht und dann ausnahmsweise als Weiser aus dem Abendland zurückkehrt?



**ICH BIN GEBÜRTIGER WIENER.** Den Alpenraum kenne ich ursprünglich nur von den Schikursen her, die ich als Schulkind habe absolvieren müssen, aber auch von den schönen, langen Wanderungen, die ich einst mit meinen Eltern unternommen habe.

*>>Ein bleibendes Erlebnis war mir der erste große Gipfelsieg mit 12 Jahren: ganz oben auf dem Berg zu stehen, ins Tal hinabzusehen und mächtig stolz auf das zu sein, was ich geleistet habe – ein Hochgefühl in wirklich frischer Luft.<<*

Und auch der für Wiener mit Kindern damals übliche Urlaub am Bauernhof steht mir noch klar vor Augen: das Heuhupfen mit den Bauernbuben von den Balken des Stadldachs mitten in die Heuwolken hinein, die Angst, ob sich die scharfe Mistgabel nicht vielleicht doch zwischen den Halmen versteckt hat und vor allem der wunderbare Duft des knisternden Grases und von Millionen getrockneter Blüten. Und es gab Kühe mit mächtigen Hörnern und noch mächtigere Kuhfladen, niedliche Kälber, Enten, Hühner, viel Gegackere im Sonnenschein, ein leichtes und

unbeschwertes Leben. Das war schon – die Unwetter abgerechnet – eine Traumwelt, mit Butter, Brot und Speck, Obst- und Gemüsegarten, viel Lachen, Freundlichkeit und Du-Wort aufs Geradewohl, als Gastgeschenk und Vorschuss.



Die Alpen sind Teil von Eugen Maria Schulaks schönsten Kindheitserinnerungen.  
© Andreas Hofer

---

Der Wiener sieht das alles gerne. Es freut ihn, wenn die Bauern fleißig und vergnügt sind. Aber der Kuhfladen bleibt ihm fremd; was zu natürlich ist, erschreckt. Was bleibt, ist die Sehnsucht nach dem freien Durchatmen im Grünen, die Erinnerung an eine nie gehörte, fast betäubende Stille, die einen wehmütig werden lässt, daheim in der Stadt. Was für ein anderes Leben! Und vielleicht – da bin ich mir insgeheim recht sicher – ist es in der Tat das bessere Leben. Zumindest gesünder ist es, nicht nur für den Körper, sondern auch für die Seele und den Geist. Was heißt es für das Denken, wenn

es im Einklang mit den Dingen steht, im Jahreskreis und verwoben in die regelmäßigen Kreisläufe des Lebens? Kann diese Abgeschiedenheit von den Nöten und Übeln der Zeit, die philosophisch ja enormen Mehrwert hat – nämlich ein Mehr-bei-sich-Sein ist –, helfen, das Wesentliche zu erkennen und in der Folge das Richtige zu tun?



Können die Bilder aus dem Alpenraum tiefere Weisheiten vermitteln? © Peter Rohrmoser

Die Vorstellung vom Richtigen gewinnt erst in der Anschauung des Falschen ihre Kontur. Es ist mit ziemlicher Sicherheit falsch, wie ich heute lebe, mitten im Lärm, im Zentrum der Wienerstadt, in diesem prächtigen Museum mit seinen „sozialen Problemen“, die ich nicht lösen kann, die aber trotzdem auch die meinen sind, weil ich sonst meine Augen verschließen müsste. In den Wäldern, an den Flüssen, in den Bergen könnte ich es unter Umständen viel besser haben. Vielleicht könnte ich dort auch besser erkennen, was das gute Leben eigentlich ausmacht. Was man hier in der Stadt zum „Gemeinwesen“ beitragen kann, ist eine anonyme Last, die einem alles andere als ans Herz geht. Hier gibt es keine gewachsene Gemeinschaft, die dann und wann auch Bäume fällt, Brücken errichtet und bei der Ernte zusammenhilft, bloß eine Wahlverwandtschaft, ein

urbanes Konglomerat aus allen Schichten und aller Welt, und eine bedrohliche Masse, der man tunlichst aus dem Wege geht. Interessant, ja, auch anregend und lehrreich, mit Sicherheit, aber nichts, was man „Heimat“ nennen könnte. Diese Anführungszeichen sind gerade für den geborenen Wiener noch eine Übertreibung. Die Geschichte ist gebrochen, die Vergangenheit unsauber bis verbrecherisch, die Kultur, die diese Stadt groß, reich und berühmt gemacht hat, so gut wie vorbei. Alles nur Fassade.

Hat sich das alte Österreich im Alpenraum bewahrt? Haben die Leute im Alpenraum es besser gemacht? Haben sich dort Reste einer Kultur und Haltung bewahrt, von denen wir zehren können? Vieles spricht dafür, dass eine Spurensuche im Alpenraum Schätze ans Licht bringen kann, die zu heben uns Heutigen sehr gut tut. Und das war immer schon auch die Aufgabe der Philosophen: Das Wertvolle, falls es verloren gegangen ist, zu suchen, es festzuhalten und dazu beizutragen, es wieder in Erinnerung zu rufen, auf dass es wieder einen Platz in der Praxis des Lebens finden möge.



**D**en Anstoß zu diesem Buch gab das Magazin *Servus in Stadt und Land*. Eigentlich lesen wir keine Magazine, sind mehr den Büchern zugetan. Rahims libanesische Gattin entdeckte es, und die Bilderwelt zog sie sogleich in den Bann. Ein Zufall, dass auch ihre orientalische Seele gleich in Stimmung geriet? Sollten sich Orient und Okzident nicht in den dichten Großstädten der Ebene, von Zuwanderer zu Wurzellosem, treffen, sondern eigentlich zwischen Berggipfeln, wie schon einst im Libanon? Liegt hier ein ungenutztes Potenzial der Völkerverständigung?



An diesem Magazin fällt dem Philosophen einiges auf. Zunächst der erstaunliche und beeindruckende Erfolg, die große Leserzahl, die in kürzester Zeit dafür gewonnen werden konnte. Sodann die Ästhetik und Kraft der Bilder, die gewiss auch an der Professionalität der Fotografen liegt, vor allem aber an der Methode, jede Spur der Moderne zu vermeiden. Dabei – und das ist das eigentlich Spannende – fehlt es aber an jeder ideologischen Verbissenheit oder verstaubten Rückwärtsgewandtheit. Man hat schlicht den Eindruck, dass das Auge der Fotografen das Hässliche meidet – und deshalb alleine das Bewährte und Harmonische ins Bild nimmt.

**WARUM SPRICHT DER ALPENRAUM** die Menschen auch weit entfernter Kulturen so an? Ist es eine wirkliche Idylle oder bloß eine Projektionsfläche für Sehnsüchte und eine Fassade für Touristen? Haben die Bilder aus dem Alpenraum deshalb so eine Kraft, weil sie tiefere Weisheiten vermitteln, die unserer schnelllebigen Zeit verloren gegangen sind? Diese Fragen ließen uns Stadtphilosophen nicht los, und so zogen wir durch das Land: Wir bereisten die Österreichischen, Schweizer, Liechtensteiner und Bayerischen Alpen und besuchten die Menschen, um die letzten Spuren schwindender Lebensentwürfe und Lebensphilosophien zu finden. Die Reisen hatten das Ziel, mit manuell entwerfenden und produzierenden Menschen ins philosophische Gespräch zu kommen. Der Sinn des Ganzen ist, zu erfahren, ob das Leben solcher Menschen Tugenden, Einsichten und Lebensweisheiten bietet, die im urbanen Raum nicht mehr zu finden sind. Wir sprachen mit unzähligen Landwirten, Handwerkern und Traditionshütern, besuchten Museen und Betriebe, Höfe und Almen, Feste und Gipfel. Natürlich war das keine umfassende empirische Untersuchung, keine quantitativ saubere Erfassung, sondern ein qualitatives Erleben, in dem wir Inspiration suchten. Den

vielen Besuchten sind wir zu großem Dank verpflichtet, doch wir wollen sie nicht namentlich anführen (außer wir zitieren sie direkt), um ihre Stille nicht zu bedrohen und um nicht Eindruck irgendeiner Vollständigkeit zu erwecken, die – weil unmöglich – doch nur Eifersucht säen würde. Mancher begegnete uns mit kluger Skepsis. Nur langsam konnten wir davon überzeugen, nicht gekommen zu sein, um zu richten oder vorzuführen, zu kontrollieren oder zu schikanieren, zu profitieren oder zu belehren. Viele Städter vor uns hatten da gewiss Spuren des Misstrauens hinterlassen. Doch letztlich war jeder Abschied freundlich. Unsere Philosophie ist auch eine heitere: Wir meiden die Ideologie, aber auch die Relativierung, schrecken nicht vor Bewertungen zurück, wollen uns dabei aber nicht allzu ernst nehmen. Wir sind nicht angetreten, eine Alpenprogrammatik zu entwerfen, ein politisches Programm der Rückkehr in eine Vergangenheit, der Verteidigung einer Gegenwart, der Konstruktion einer Zukunftsutopie. Das Resultat unserer philosophischen Spurensuche soll ein moderner philosophischer Almanach sein – ein Buch für jeden Haushalt, welches das Wertvolle festhält, um es in Erinnerung zu rufen. Dabei halten wir uns an die Tradition der alten Bauernalmanache und folgen dem Jahreslauf.

Drei wichtige Zyklen haben wir in dieser Symbolik des Jahreslaufs erkannt. Immer schon wurden die Jahreszeiten auch als Hinweis auf den Lauf des Lebens mit seinen unterschiedlichen Lebensabschnitten gesehen. Vom Frühling der Kindheit über den Sommer der Jugend, die im Lebensherbst reift und letztlich im Winter des Alters von den gesammelten Früchten zehrt. Dieser Lebenslauf ähnelt auch dem Lauf des Wirtschaftens: von Aufbau und Saat, nach Arbeit im sommerlichen Schweiß des Angesichts zur herbstlichen Ernte, auf deren Grundlage wir Vorsorge für den Winter treffen können. Letztlich folgt auch das soziale Leben einem ähnlichen Zyklus, der von den Jahreszeiten

abhängt und bestimmte soziale Ausrichtungen symbolisch beschreibt: Der Frühling ist die Phase des Hinausgehens, im Sommer ist man draußen und mehr unter den Leuten, im Herbst geht man langsam hinein und im Winter macht man es sich in der guten, eher ruhigeren Stube gemütlich. All diese Aspekte sind im Leben von Bedeutung, und es kommt auf den rechten Zeitpunkt und das rechte Maß an. Diese soll die Alpenphilosophie vermitteln, aber nicht allzu akademisch und theoretisch, sondern über freie Assoziationen, Beobachtungen und Erfahrungen.

Dieses zyklische Zeitverständnis fand in der Philosophie durch Friedrich Nietzsche Eingang, der den Gedanken der „ewigen Wiederkunft des Gleichen“ im Alpenraum entwickelte, am Silvaplanersee im Schweizer Engadin, „6000 Fuß jenseits von Mensch und Zeit“, wie er notierte. Diese Erkenntnis schrieb Nietzsche dann seinem *Zarathustra* zu – und verband damit iranische Mythologie mit alpiner Erfahrung:

*Alles geht, Alles kommt zurück; ewig rollt das Rad des Seins.  
Alles stirbt, Alles blüht wieder auf, ewig läuft das Jahr des  
Seins.*

*Alles bricht, Alles wird neu gefügt; ewig baut sich das  
gleiche Haus des Seins.  
Alles scheidet, Alles grüßt sich wieder; ewig bleibt sich treu  
der Ring des Seins.*

*In jedem Nu beginnt das Sein; um jedes Hier rollt sich die  
Kugel Dort. Die Mitte ist überall. Krumm ist der Pfad der  
Ewigkeit.*

**DIESER PHILOSOPHISCHE ALMANACH** ist keine wissenschaftliche Arbeit im engeren Sinne. Daher haben wir auch jeden

Anschein vermieden und alle Fußnoten weggelassen. Der vorgeschobene Eindruck von Wissenschaftlichkeit hat nämlich eine Folge, die für unsere Zwecke verheerend wäre: dass den Text ein autoritärer Wahrheitsanspruch durchziehen würde, der den Menschen, um die es hier eigentlich geht, den Mut nimmt, diesem Almanach auf Augenhöhe zu begegnen. Wir sind ganz zwanglos und ungeniert an die Sache herangegangen und wünschen uns das auch von unseren Lesern. Wenn ihnen etwas nicht behagt, ihre Erfahrungen unseren Eindrücken widersprechen, sie Dinge anders gewichten würden, manche Schlussfolgerung zu weit scheint und manch Gedanke zu radikal, so sollen die Leser die Freiheit haben, unser Buch für ein Geschichtenbuch zu halten, eine Sammlung von Sagen und Mythen, die inspirieren können, aber kein wortwörtlich einzuhaltendes Gesetzbuch. Eine Ideologisierung wäre uns zuwider. Gewiss missfällt vieles aus der alten Zeit modernen Befindlichkeiten. Es steht der konkreten Leserin ganz frei, wie sie sich dazu verhält. Wir schreiben ihr nichts vor. Wir wünschen uns, dass sie in ruhigen Stunden zu diesem Büchlein greift, um mal über dies, mal über jenes zu reflektieren. Manche Gedanken sind schwierig, andere Eindrücke ganz unmittelbar und banal. Das ist Alpenphilosophie im besten Sinne: so mühsam und ärgerlich, heiter und leicht, respektlos und ernsthaft, unvollständig und bruchstückhaft, unsystematisch und ganzheitlich, widersprüchlich und klar – kurz: so vielfältig wie das echte Leben. Es ist eine „Servus-Philosophie“ im wahrsten Wortsinne, nach servus – dem Diener –, eine, die sich nicht zum Herren aufschwingt, es immer besser weiß und politisch durchzusetzende Gebote ausspricht, sondern eine, die dem Menschen dienen soll.







© Peter Rohrmoser

Frühling

## Lebenszyklus: **Kindheit**

*Die Kindheit ist die schönste Zeit im Leben, meinen die Erwachsenen, besonders, wenn sie in die Jahre gekommen sind, und oft klingt es wie ein Stoßseufzer, wie wenn sie endgültig aus dem Paradies vertrieben worden wären und den Eingang nicht mehr finden könnten. Kinder können dies freilich nicht beurteilen, weil sie keinen Vergleich*

*haben, das Leben ihrer Eltern kaum fassen und ihre Zeit erst beginnt. Später, wenn die Erinnerungen verblassen und uns der sogenannte Ernst des Lebens umfängt, befällt uns dann Wehmut. Warum eigentlich?*



Von Kindern können wir das bewusste Leben im Augenblick lernen. © Mauritius Images/Imagebroker/Wilfried Bahn Müller

\*\*\*\*\*

**U**nschuld ist das Kind und Vergessen, ein Neubeginn, ein Spiel, ein aus sich rollendes Rad, eine erste Bewegung, ein heiliges Ja-Sagen“, so beschreibt es ein philosophischer Schnauzbart aus dem 19. Jahrhundert und trifft damit ins Schwarze: Was uns an Kindern so berührt, ist nicht bloß deren Anmut und Niedlichkeit, sondern vor allem der tiefe Ernst, die hohe Konzentration. Wenn Kinder spielen, so geht es stets ums Ganze. Das beeindruckt uns. Vielleicht deshalb, weil wir diese Fähigkeit weitgehend verloren haben. Unser Geist ist befangen, hat sich in alle Winde zerstreut. Wir sind die Sklaven unserer Erinnerungen und unserer Pläne, oft so sehr, dass wir es verlernt haben, im Augenblick, im Hier und Jetzt zu leben. Wir machen uns immerzu Gedanken und drehen uns leider oft im Kreis dabei. Die meisten dieser Gedanken sind

entbehrlich, weil sie zu nichts Wesentlichem führen. Das kommt uns nur selten zu Bewusstsein, meist erst dann, wenn wir von unseren Liebsten hören müssen: „*Sag, wo bist Du eigentlich? Bist Du überhaupt da?*“ Dann zucken wir zusammen und schämen uns, weil wir irgendwelchen Hoffnungen oder Befürchtungen nachgehangen sind, die wir mit niemandem teilen wollten. Wir sind wahrlich keine aus sich rollenden Räder mehr, sondern Getriebene. Das ist es, was wir unter anderem von unseren Kindern lernen können: Aufmerksamkeit, Wachheit und bewusstes Leben.

Der österreichische Kinderpsychologe Bruno Bettelheim sieht das Spielen als Ausdruck der Freiheit von allen, außer den persönlich gewählten Regeln, als freilaufendes Wirken der Fantasie und in der Abwesenheit aller Ziele, außer der Aktivität selbst. Dafür bräuchte das Kind aber Spielraum im wahrsten Sinne des Wortes, so Bettelheim, „*nicht nur Raum, um seine Ellenbogen zu bewegen, sondern auch seinen Geist, mit Dingen und Ideen nach eigenem Belieben zu experimentieren, oder, um es umgangssprachlich auszudrücken, mit Ideen zu spielen. Die Biographien kreativer Menschen der Vergangenheit sind voll von Berichten über die vielen Stunden, die sie als Jugendliche am Fluß sitzend verbrachten, beim Denken ihrer eigenen Gedanken, beim Streunen durch die Wälder mit ihren treuen Hunden, beim Träumen ihrer eigenen Träume. Doch wer hat heute die Muße und die Möglichkeiten dafür?*“

Viele sagen, dass sie von ihren Kindern erstaunlich viel gelernt haben. Das ist schön und gut. Doch eigentlich sollten ja wir es sein, die unseren Kindern etwas beibringen. Wir sollten die Lehrer, die Vorbilder sein. Dem Gesetz nach sind wir die „Erziehungsberechtigten“. Doch was gibt uns diese Berechtigung? Wie macht man es richtig? Immer mehr Eltern, vor allem in der Großstadt, sind in diesen Dingen ziemlich ratlos. Und so behilft man sich mit Geschenken,

spornt zum Konsumieren an und obwohl man ja „alles“ getan hat, „muss“ man hilflos zusehen, wie die Kleinen der Onlinesucht und dem Alkohol verfallen. Wie konnte es nur so weit kommen?

Die Antwort ist: Die meisten Eltern verbringen heute einen Großteil des Tages von ihren Kindern getrennt. Das ist deshalb so, weil kaum noch jemand an seinem Zuhause seiner Arbeit nachgeht. So wie unser Geist ist auch unsere Werkstätigkeit in alle Winde zerstreut. Vater, Mutter und Kinder verlassen in der Früh das Haus, betreten fremde Welten, von denen der jeweils andere kaum etwas weiß, und finden sich dann zum Schlafen – wenn überhaupt – wieder daheim ein. Jeder bringt irgendwelche Eindrücke, Freuden und Sorgen mit nach Hause, die dem jeweils anderen fremd bleiben müssen, weil er sie ja selbst nicht erlebt hat. Im Grunde ist klar, warum Erziehung heutzutage scheitern muss: weil es keinen familiären Zusammenhalt mehr gibt, weil man im Grunde kaum noch etwas miteinander erlebt. Das ist ziemlich traurig.

Umso erfreulicher ist es, dass sich in der Abgeschiedenheit, in den Tälern, Bergen und Ebenen, noch Lebensformen erhalten haben, von denen wir etwas lernen können. Sie sind selten geworden, aber es gibt sie noch, diese Menschen, die in ihren Häusern und Höfen produktiv tätig sind. Nicht dass deren Leben ein Zuckerschlecken wäre, ganz und gar nicht. Man plagt sich, kämpft mehr denn je ums Überleben. Viele müssen nebenbei noch außerhalb arbeiten gehen, weil sich das Leben, das ein teures geworden ist, sonst nicht finanzieren lässt, vielleicht in einer Bank oder im Supermarkt, beim Schilift oder im Gasthaus nebenan. Aber der Ort des Werkens und Wirkens ist doch überwiegend daheim. Was bedeutet das für die Kinder und deren Erziehung?





Das Leben im Einklang mit der Natur ist selten geworden. © Peter Rohrmoser

\*\*\*\*\*

Was traditionelle Lebensformen, die sich im Alpenraum gottlob noch finden lassen, auszeichnet, ist, dass die Kinder die Eltern bei der Arbeit stets beobachten und, im Kleinen, sogar mitarbeiten können. Man kann sehen, wie die Eltern säen und mähen, melken und misten, jäten und ernten, backen und schweißen, drehkeln und hobeln. Ja, es sind tausende Tätigkeiten, die hier zu beobachten sind – und sie alle sind für Kinder, für diese Wesen, denen die Neugier stets ins Gesicht geschrieben steht, derart aufregend und erfrischend, dass niemand sie dazu zwingen müsste, ein wenig mitzuhelfen. Da nimmt der Kleine eben auch die Schaufel und gräbt ein wenig in der Erde.

*Für Kinder ist das, was für die Eltern harte Arbeit ist, ein Spiel. Und sie bewundern stets jene, die das Spiel beherrschen.*

Solche Eltern müssen nicht um Anerkennung und Aufmerksamkeit buhlen, betteln und bitten, dass man ihnen zuhört und folgt, sondern sie werden gleichsam von selbst bewundert, einfach deshalb, weil sie etwas können und weil das offensichtlich ist. Eltern, die ihr Können tagtäglich offen unter Beweis stellen, haben kein Autoritätsproblem. Wenn sie den liebevollen Umgang mit ihren Kleinen pflegen, passende Worte finden und nicht grob sind, ersparen sie sich das, was man in der Stadt „Erziehung“ nennt. Sie sind Vorbilder, das reicht völlig aus. Mehr muss gar nicht sein.

Für die Kinder bedeutet so ein Leben ein permanentes Lernen, wobei die Inhalte dem Leben entnommen sind. Es sind Tätigkeiten, die in so gut wie jedem Fall anderen Menschen nützlich sind und dienen, denn sonst würden sie von den Eltern gar nicht vollbracht werden. Bauern und Handwerker sind nur sehr selten in Gefahr, völlig sinnlose oder schädliche Dinge zu tun, was man von Angestellten und Bürodienern nicht behaupten kann. Heutzutage beklagt sich fast jeder Angestellte über sinnlose Tätigkeiten oder meint, gar nicht hinter den eigentlichen Sinn seiner Tätigkeit zu kommen. Fast jeder glotzt tagein, tagaus auf den Bildschirm, ohne dass er all das, was dort zu sehen ist, initiiert hätte. Endlose, dauernd wechselnde Wort- oder Zahlenkolonnen sind hier zu sehen – und ein geistesabwesender Erwachsener, der nicht gestört werden

will. Hier kann man als Kind auch nicht mitmachen, wie denn? Wer so ein fremdbestimmtes Leben führt, kann kein Vorbild sein.



Auch das Scheitern wie der Windbruch im Wald gehört mit zum realistischen Bild von der Welt. © Mauritius Images/Imagebroker/Stella

\*\*\*\*\*





Volkstänze haben hohen pädagogischen Wert. © Mauritius Images/Imagebroker/Florian Bachmeier

---

*Was soll ein Kind dabei lernen, wenn es  
seinem Vater oder seiner Mutter bei der  
Bildschirmarbeit über die Schultern  
schaut?*

**ES IST GAR NICHT DENKBAR**, dass hier so etwas wie  
Bewunderung und Anerkennung entsteht, weil nicht

unmittelbar zu entnehmen ist, was hier vor sich geht. Und so nehmen die Kinder dann ihrerseits ihre Smartphones zur Hand und tun es den Eltern gleich. Die Eltern haben demnach nichts in der Hand, um diesem Treiben Einhalt zu gebieten. Es bleibt ihnen in der Tat nichts anderes übrig, als zuzusehen, wie alles seinen Lauf nimmt: die Verdummung, die Verrohung, die Geistesabwesenheit, die Schlaflosigkeit, die Sucht.

Der große Vorteil, den Kinder von Handwerkern und Bauern haben, ist, dass sie direkt beobachten können, wie man Dinge, die anderen Menschen nützlich sind, produziert. Es ist ein permanenter Sachunterricht, der durch keine Schulbank ersetzt werden kann. So entsteht ein realistisches Bild der Welt, das nichts beschönigt oder verherrlicht, weil man ja auch das Scheitern miterleben kann – die Missernte, den Brand im Stadl, den Windbruch im Wald, die Fehlgeburt im Stall und vieles mehr. Das sind Erlebnisse, die mehr auf das Leben vorbereiten als alle Medien, die von den bemühten Lehrern in der Schule gezeigt werden. Und wie viel mehr Ehrfurcht wird doch ein Kind vor einem Tisch haben, den der Vater gemacht hat, im Unterschied zu einem Tisch, der aus dem Möbelhaus am Stadtrand kommt, ganz abgesehen davon, dass so ein Tisch auch viel schöner und haltbarer sein wird, das heißt, viel mehr dem entsprechen wird, was man klassischerweise unter einem Tisch versteht. So kommt man den Dingen insgesamt näher und erlangt Kenntnisse, die man sein Leben lang nicht mehr verlieren wird.

**WAS SOLL DENN EIN SOHN** an einem Vater bewundern, der leitender Angestellter in einem großen Unternehmen ist, außer dass er viel Geld nach Hause bringt? Abgesehen von diesem Geld bleibt alles andere am Vater unsichtbar. Das heißt aber auch, dass dem Vater nichts anderes übrig bleibt,



als ein ziemliches Sümmchen davon regelmäßig an die Kinder abzugeben, will er sich nicht ersthaften Zorn, ja Hass bei seinem Nachwuchs heranziehen. Und wie soll er verhindern, dass dieses Taschengeld dann hemmungslos verkonsumiert wird? In exakt dieser Falle stecken heutzutage die meisten Eltern. Nicht so Handwerker und Bauern, zumindest nicht in diesem Ausmaß. Solche Eltern lehren ihren Kindern aufgrund ihrer Tätigkeit, dass dieses eigenartige Glückshormon, das man Geld nennt, im Grunde etwas Kostbares und Rares ist. Und wer es selbst nicht mit vollen Händen ausgeben kann und demzufolge nicht ausgibt, braucht sich auch keine Sorgen zu machen, dass es ihm die Kinder gleichtun. Das löst viele Probleme. Kinder brauchen weitaus weniger Geld, als die meisten vermuten. Sie brauchen Vorbilder, zu denen sie aufschauen können, gepaart mit Liebe und Geborgenheit – und so etwas lässt sich nicht erkaufen.

Zwar sind die Kinder im Alpenraum näher bei ihren Eltern, werden aber doch weit weniger überwacht und stehen weniger im Mittelpunkt. Der Alltag erfordert mehr Bedacht, so bleibt etwas weniger Aufmerksamkeit für die *Lauser*, die wie Läuse umherspringen und mit ihren Scherzen auch genauso lästig sein können. Das gehört zum spielerischen Freiraum. Nicht ständig im Mittelpunkt zu stehen, aber stets ein heimeliges Zuhause vorzufinden, ist durchaus günstig für die Charakterentwicklung. Das alpine Kinderleben bewahrt vor Narzissmus, übt früh Eigenverantwortung und Verantwortung für andere. Eine besonders gute Übung hierin ist die Sorge für die Tiere. Zudem bietet dieses Leben viel Raum für Bewegung, was dem Körper gut tut. Besonders erfreuen sich die Kinder an den Volkstänzen. Deren einfache, rhythmische, gemeinschaftlich ausgeführte Bewegungsfolgen haben einen hohen pädagogischen Wert, der heute weitgehend in Vergessenheit geraten ist und oft

durch künstliche Bewegungsübungen ersetzt wird, die weniger Freude stiften und kein Kulturgut mehr vermitteln.

Der große Vorteil an der Abgeschiedenheit des handwerklichen und bäuerlichen Lebens liegt auch darin, dass die „sozialen Probleme“, die eine Stadt nun einmal produziert – vorausgesetzt, dass der Fernseher nicht trotzdem zum Lebensmittelpunkt gewählt wird, aber im Fernsehen sind solche Dinge weitaus weniger schlimm als vor der Haustür – nicht unmittelbar in die Lebenswirklichkeit der Menschen eindringen. Zwar gibt es auch in der Abgeschiedenheit all die Verkommenheiten, die möglich sind, aber nicht derart konzentriert. Vor allem: Es gibt ein Gegengewicht. Es gibt den gesunden Betrieb, den lieblichen Garten, Großeltern auf der Sonnenbank, selbst produzierte Lebensmittel, jede Menge Vieh und Haustiere, fröhliche Feste, Reste von natürlicher Religion, mehr Schamgefühl und insgesamt mehr positive Vorbilder. Lauter Dinge, die jemand, der in „städtischen Problembezirken“ aufgewachsen ist, so gut wie niemals zu Gesicht bekommt.



Der Jägersee zeigt sich von seiner schönsten Seite. © Peter Rohrmoser

.....

Nicht, dass nicht auch dort hervorragende Menschen leben würden. Aber es ist ein denkbar schlechter Ort, um Kinder aufzuziehen, und nur wenige der dort lebenden Kinder schaffen es, sich im späteren Leben positive Lebenswelten aufzubauen.

*„Jeder hat sein Pinkerl zu tragen“*, so lehrt uns die Weisheit der Alpen. Aber das ist oft keine Kleinigkeit. Für viele ist das Leben keine freundliche Aufforderung, zu der man sich gerne aufrafft, weil einem glaubhaft versichert wird, dass es sich auszahlt und sich viel erreichen lässt, sondern eine Herausforderung und ein Kampf gegen wirkliche Übel. Wer hier nicht untergehen will, muss sich ständig mobilisieren,

beweglich bleiben, alle Chancen, die sich bieten, nutzen und die Kraft aus sich selbst heraus gewinnen. Jene, deren Pinkerl deutlich größer war als das der anderen, werden im Zuge der Bewältigung ihres Lebens auch stärker geworden sein, so sie standhaft geblieben und nicht schon frühzeitig unter ihren Lasten zusammengebrochen sind. Wer in den schwierigsten Lagen obenauf bleibt, ist dazu angehalten, seine Talente und Fähigkeiten voll zu entwickeln.

Was uns nicht umbringt, macht uns härter – und hart wird nur der, der es notwendig hat. Aber was uns hart gemacht hat, muss nicht notwendig gut gewesen sein. Man hätte auch anders hart werden können, auf einem Bergbauernhof etwa, beim Schneeräumen, Holzmachen, Heuführen, auf Klettertouren und beim Baden im Bergsee. Alleine die Gewöhnung an regelmäßige Anstrengung in kühler Umgebung, sodass der Körper sich die Wärme, die er braucht, selbst produzieren muss, ist etwas, das den Stadtkindern in ihren überheizten Wohnzimmern nur mehr selten zuteil wird. Es fröstelt sie, wenn sie außerhalb des Hochsommers ins Freie treten, sodass sie Zuckerzeug und Schokolade brauchen, um sich seelisch aufzuwärmen.

Die Menschen im Alpenraum sind hart gegen sich selbst – und manchmal auch recht gnadenlos gegenüber den Schwächlichen und Untauglichen: den *Zniachtln*. Es wird zwar nicht immer so heiß gegessen wie gekocht, doch die alpine Härte ist nicht zu bestreiten; sie war wohl lange lebensnotwendig, um in der harten Umwelt zu bestehen. Peter Rosegger schildert in seinen Lebenserinnerungen die harte Kälte seines Vaters, der kaum herzliche Worte für seine Kinder findet. Erst als er seinen Sohn verloren glaubte, brach all die versteckte Liebe für seine Kinder tränenreich aus ihm hervor – und seitdem zweifelte auch der Sohn nicht mehr daran, geliebt zu werden. Diese Härte mag uns heute pädagogisch ungünstig erscheinen, sie ist aber nur ein